

## Pop Der Alltag mit Untertiteln

Es gibt Musik, da merkt man gleich, dass sie für ein großes Publikum geschrieben wurde. Bei Gisbert zu Knyphausen verhält es sich umgekehrt: Sein neues Album **Das Licht dieser Welt** klingt eher danach, als wäre es ihm egal, wer es hört. Da sitzt ein Mann Ende dreißig im warmen Bauch einer Kneipe, singt konzentriert seine Geschichten von einsamen Vätern oder verliebten Jungs. Sogar die Refrains sind kratzige Wortstapfen. Nun ist das Genre des traurigen Gitarrenmannes, der mehr Probleme als Lösungen kennt, oft nicht leicht zu ertragen. Bei Knyphausen ist das anders – weil es ihm gelingt, mit eigenwilligen Bildern und einer zauberhaften Sprache Erzählungen zu schaffen, die mehr Lyrik als

Hitparade sind. Kreisten die ersten beiden Alben noch um die Befindlichkeiten junger Großstädter, hat Knyphausen in seinen neuen Liedern die Perspektive erweitert: Jetzt streift er mit wachen Augen durch Straßen und Wälder, trifft Menschen am Anfang und am Ende ihres Lebens und schreibt dem Alltag seine Untertitel. Auch die bisher eher einfach gehaltene Gitarrenmusik ist diesmal mit Klavierbegleitung, Trompeten oder Synthesizer musikalisch breiter als zuvor. Und immer, wenn man denkt, jetzt hat er sich doch endgültig in seiner Melancholie verloren, singt Knyphausen selbst spöttisch Zeilen wie: „Willst 'ne verlorene Seele sein / obwohl du ahnst / damit bist du nicht allein“. Vielleicht macht er doch Musik für ein großes Publikum, die man aber am besten allein hört. jon

## Serien Kleinstadtkinder

Dass eine Serie mit fünf unbekanntenen Kindern und einer fast vergessenen Winona Ryder einen Emmy für das beste Casting einer Dramaserie abräumt, ist bemerkenswert. Und verdient. Die Netflix-Mystery-Serie **Stranger Things** hat 2016 die Science-Fiction-Begeisterung der Achtzigerjahre wieder aufleben lassen. Sie verbindet eine gewisse Nostalgie mit einem Gespür für die Ängste unserer Zeit. Auf der Suche nach einem spurlos verschwundenen Schüler kommen 1983 einige Bewohner der fiktiven ameri-

kanischen Kleinstadt Hawkins mit dem „Upside Down“ in Berührung – einer schleimigen und düsteren Zwischenwelt, Anklänge an „E.T.“ und „Alien“ sind bezweckt. Noch abgedrehter wird es, als sich herausstellt, dass diese Welt mit dunklen Regierungsexperimenten verbunden ist, und das Mädchen „Elf“ auftaucht, ausgestattet mit paranormalen Fähigkeiten. Auch der verschwundene Junge ist wieder da, doch in Hawkins ist niemand vor den Gefahren des „Upside Down“ sicher. Das Ergebnis: eine noch spannendere zweite Staffel, die jetzt auf Netflix zu sehen ist. red



Szene aus der Netflix-Serie „Stranger Things“

COURTESY NETFLIX

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

## Reden. Riskant.



Jetzt soll ja allenthalben geredet werden.

Mit den Rechten, über die Rechte, die Rechte zu reden haben, über das Recht, über Erfahrungen von Diskriminierung zu reden, über die Erfahrungen selbst. Nichts scheint harmloser, wenig ist gefährlicher. Nicht umsonst hat jede Kultur für das Recht zu reden und zu schweigen ein kompliziertes Netzwerk etabliert, und mit jeder Dehnung, jedem Riss entsteht ein neuer Raum oder auch eine neue Leerstelle, am Rand eine frische Narbe. Der Freundeskreis, die Familie, die Gerichtsverhandlung, die Teamsitzung, die Plauderei am Kiosk: All das folgt Regeln, die Offenheit und Taktgefühl, Aufrichtigkeit und Abstand austarieren; häufig unbewusst, aber verbindlich.

Die historisch vorbildlose Öffentlichkeit im Netz hat scheinbar keine Ränder, jeder kann lesen – aber nicht hören –, was eine andere geschrieben hat – und eben nicht gesagt: All diese Stimmen sind körperlos, manche mit Bild, manche mit zugelifertem Kontext, andere ohne; ein Oratorium, das niemand dirigiert, eine Kakophonie, in der sich durchsetzt, was viele gelesen haben und weitertragen, indem sie es vervielfältigen oder kommentieren. Fiktive Beziehungen, die aus Projektionen bestehen; Offenbarungen ohne leibliches Gegenüber – das Gegenteil all dessen, worin wir Menschenwesen trainiert sind: zu identifizieren, wer da spricht, in einer geteilten Situation, die Ränder hat, örtlich und in der Zeit, und die auf Resonanz gegründet ist, auf die Wechselwirkung, die Stimme und Gestik, Augenbewegungen, unwillkürliche Unterbrechungen und all die anderen Zeichen erzeugen, auf deren Deutung wir gepolt sind. Wir spüren Authentizität oder Schwindel, Leichtfertigkeit oder Ironie, Larmoyanz oder Anklage, Hysterie oder Rechthaberei mehr, als wir belegen oder gar beweisen könnten; wir alle agieren, außerhalb vom Netz, in konkreten Situationen, die auf Vertrauen gegründet sind (auch in Briefwechseln, bei denen es ja einen Rahmen gibt); und sei es nur, als agitatorisches Minimum, auf das Vertrauen in uns selbst, in unsere Wahrnehmung des anderen und unsere Bereitschaft, uns zu riskieren – oder zu schützen, indem wir schweigen oder zu Floskeln eine respektierte Zuflucht nehmen.

Ein Menschheitsexperiment. Eine Operation am schlagenden Herzen. „Kuratiert“ wird dieses Experiment von Medien, die schließlich auch nur von Menschen gemacht sind, die durch Stimmen in die Welt geleitet wurden, im Mutterleib: durch vertrauten Singsang, dessen Inhalte gleichgültig waren; Resonanz entstand allein durch Wiedererkennung und emotionale Einfühlung. Und später – beziehungsweise gleich danach, nach der Geburt: Gibt diese Stimme Anlass, auf Wahrnehmung zu hoffen, auf das Spüren der eigenen Bedürftigkeit, den Hunger, die Angst, die rätselhaften Schmerzen der Existenz? Je weniger Anhaltspunkte wir haben, um Kommunikation zu verstehen, umso haltloser treiben wir in diesem randlosen Raum, der so viel Resonanz verspricht und doch nur aus Material besteht, das erst in Situationen etablierter Vertrautheit zu sprechen beginnt.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.